

Das Licht in der Nacht

Autor(en): **Ulrich, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **27 (1923-1924)**

Heft 6

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666193>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

um den Körper des Sterbenden, um die tobringenden bösen Geister fern zu halten. Bleiben sie hartnäckig, so macht der Zauberer andere Experimente, die das Ende ebenfalls nicht verzögern.

Das Begräbniß geht ohne besondere Zeremonie vor sich. Nach der Einsenkung findet ein Schafopfer statt. Im Grabe ruht der Tote auf Holzgabeln, denn nach dem Volksglauben muß er vor Berührung mit Erde behütet werden.

Das Licht in der Nacht.

Skizze von Maria Ulrich.

Auf dem Feldweg, der den herbstroten Buchenwald von den ausgedehnten Äckern mit der jungsprossenden Wintersaat schied, rollte eine schwerbeladene Fuhr mit Runkeln durch die tiefgeschnittenen Radfurchen. Der Weg, vom langen Regen feucht, glänzte silbrig in der Sonne. Gemächlich rauchend ging der Bauer neben dem Ochsengeßpann her. Er ließ die von weißen, starken Brauen verdeckten Augen durch den heitern Spätherbsttag schauen. Etwas Schönes, so ein Tag, der sich so unerwartet aus dichten, grauen Nebeln hob.

Ein Fremder ging an der Fuhr vorüber. Seine lehmverkrusteten Schuhe, seine Kleider und der graue Filzhut legten durch ihre Vernachlässigung stumm Zeugnis ab von langem Wandern auf der Landstraße, von Nachtlagern in Scheunen. Mit gesenkter Stirn, ein Erkennen vermeidend, schlug der Mann eine andere Richtung ein. Der Hofbauer sollte seine Eltern nicht mit der Nachricht erschrecken, der Werner Ringger sei in der Gegend und es scheine ihm nicht am besten zu gehen. Aus seinem, durch viele Demütigungen abgestumpften Empfinden flammte heiße Scham empor. Er verschwand im Wald und lief in sinnloser Eile die schmale Wegspur im Unterholz dahin. Der Herbstgeruch, der scharf von den faulenden Blättern am Boden aufstieg, erhöhte seine unglückliche Stimmung.

Wie war er einsam und arm! Da draußen auf der sonnenbeschiedenen Gegend lag der milde Herbsttag, dort unter dem Hügel, wo die weißen Mauern der Fabrik leuchteten, besaß er nahestehende Menschen und doch durfte er dieser Wärme und Güte nicht verlangend entgentreten. Das Anstandsgefühl, welches er in der Zeit auf der Landstraße beinahe verloren, regte sich in ihm mit peinvoller Schärfe. Daß er so heimkommen mußte! Was hatte ihn bewogen, nach monatelanger Arbeitslosigkeit, verschärft durch den Umstand, daß er als Feinmechaniker keine andere Arbeit annehmen

konnte, zu den alten, braven Eltern heimzukehren und ihnen sein Elend ins Haus zu tragen? Doch nicht das Heimweh? Er hatte, als es ihm gut ging, das kleine Häuschen mit seiner engen Armlichkeit nur zu oft vergessen. Eher noch die Hoffnung, daß sie ihm mit ihren kleinen Ersparnissen aufhelfen würden. Welch ein beschämendes Verlangen von ihm, dem jungen, einst so stolzen Mann! Wäre es nicht besser, er hätte ihnen keine Antwort gegeben, würde als undankbar und lieblos gelten, als ihnen seine Armeligkeit ins Haus zu tragen? Sie konnten ihn doch nicht verstehen. Sie hatten ihr hartes Leben immer nur nach dem unbittlichen Gebot der Notwendigkeit gelebt, nie nach dem eigenen Willen.

In diesem wehen Erkennen beschloß Werner Ringger, die Eltern nicht, wie beabsichtigt, in der Fabrik aufzusuchen, wo sie beide als Weber arbeiteten, sondern erst in der Dämmerung im Häuschen, damit sie sich vor den Leuten nicht schämen müßten. Er trat aus dem Wald, fand eine Bank in der Sonne und streckte sich auf ihr aus. Er war müde, und seine Schuhe wogen schwer. Der Mann spürte durch die geschlossenen Lider die Wärme, die Helle dieses Herbsttages. Irgendwo murmelte ein Bächlein und von einem der Höfe her schrie ein Hahn. In allen diesen Dingen lag Friede. Nur für ihn nicht. In seinem Blut pochte schwere Unruhe, er empfand kein Glück, das Elternhaus zu betreten. Er schämte sich vor den Eltern, die sich mit schwachen Augen in der Fabrik abmühten. Ein Mädchen hatte ihn von den Eltern entfernt, feinetwegen hatte er auch Streit mit dem Meister gehabt, dem es in der Seele leidtat, den tüchtigen Arbeiter aus rechtlichaffinem Hause mit einem leichtfertigen Ding zusammenzusetzen. Als es in der Krisenzeit zu Ringgers Entlassung kam, verließ ihn jenes Mädchen und gab ihn innerer und äußerer Not preis.

In tiefer Verlassenheit lag er da, Brust

und Schultern hoffnungslos eingesunken, die Züge blaß und spitz, von dem schmalen Mund zwei scharfe Linien gegen das Kinn. Das dunkelblonde Haar fiel in Strähnen über die enttäuschte, kummervolle Stirn. Das Leben ohne Arbeit, voll Sehnsucht und voll Haß gegen das ungetreue Weib, und die Landstraße hatte ihm die Kraft zu einer Zukunft genommen.

Als die Sonne unterging, stand er auf. Aus der kühl gewordenen Landschaft sprang ihn die Heimkehr ohne Erwarten, ohne Freude wie ein stummer Vorwurf an. Er schob mit zitternder, erschrockener Hand seinen Filz zurecht. Der Mann war in dieser Stunde, hungrig und müde wie ein Kind, ganz von dem glühenden Wunsch beherrscht, still und selbstverständlich heimzukommen zu der einfachen, herrlichen Kost der Jugendzeit, dem rauhen Linnen seines Bettes. Aber das Wichtige dieses Wiedersehens, die erschrocken und hangen Blicke der Eltern, das schwere Schweigen bei seinem Anblick lähmte diesen Wunsch. Mit schweißbedeckter Stirn lief er, bis die Nacht über die Gegend sank.

Dann zog es ihn mit Gewalt vor das kleine Häuschen, das Vater einst in schlimmer Verwahrlosung billig gekauft und in liebevoller Feierabendarbeit verbessert hatte, so daß der Umschwung vor dem Gehöft einen Garten ergeben mit jungen Bäumchen und Beerensträuchern. All das, was in der Tagelohnarbeit seines Lebens nie zur Erfüllung kam, legte er in dieses Aufbauen und Verschönern. In der zu ebener Erde gelegenen Stube brannte Licht. Wie ein großer, strahlender Stern leuchtete es über den Weg.

Werner Ringger lehnte am Gartenzaun und schaute mit brennenden Augen in die Stube. Die kleinen, weißen Vorhänge enthüllten ihm das Innere des kleinen Zimmers. Am runden Tisch saßen Vater und Mutter. Sie hatten zu Abend gegessen, ein brauner Kaffeezug, Brot und Tasse standen vor ihnen. Müdigkeit und Kummer schienen sie auf die Sessel zu bannen. Vom Vater sah er nur die schwächlichen Schultern, den grauhaarigen Kopf. Die Mutter hielt die Hände vor ihr herbes Gesicht, diese unermüdlichen Hände, die im Leben nur von ununterbrochener Arbeit gewußt.

In dem Einsamen da draußen zuckte ein Verstehen für die Mühsamkeit solchen Lebens

auf, das sich ungeahnt bereichern ließe, wenn es diese Arbeitshände verstehen würden, in Güte die des Kameraden zu fassen. Waren ihr die Augen zugefallen, oder verbarg sie so den Kummer um ihren Sohn? Arme Mutter ..

In diesem Lichtschein, der ihm solch Tiefes und Unausprechliches offenbarte, erzitterte sein Herz.

Wie würde Mutter auffahren, wenn in der nächsten Minute die Türe ins Schloß fiel, mit einem Empfinden, das ihr Herz in dunkler Erwartung kalt und empfindungslos werden ließ, und auf die bekannten, aber jetzt so schweren Tritte horchen. Und dann würde sie in dem herabgekommenen Menschen mit der ausgefranstesten Wäsche, den erdigen Schuhen ihren Sohn erkennen O wie hatte sie immer die Landstreicher gehaßt, aus ihrem strengen, unerbittlichen Sinn heraus, die im Flur ihren Teller Suppe aßen, und hinter ihnen her gescheuert und über die Vaganten geschimpft, die arbeiten könnten und sich ihre Suppe selbst verdienen. Der Geruch von verwahrlosten Kleidern, von Müßiggang und Suppenbetteln würde ihr das Glück des Wiedersehens erstickern. Sie hatte immer darauf gehalten, daß der Bub ordentlich war.

Seine Mutter litt um ihn. Werner Ringger spürte es mit der scharfen Helligkeit der Not, während er in dem Lichtstern sein Jugendglück sah. Nein, dieses Wiedersehen sollte nicht wie Blei an ihrer Seele hangen bleiben, unvergeßlich, auch wenn er sich wieder in die Höhe schwang. Müdigkeit und Verzweiflung fielen von dem Mann ab, er wurde plötzlich ganz zuversichtlich. Er wollte in ein Nachbardorf gehen, dort das letzte Goldstück wechseln, das er bis jetzt in Hunger und Sehnsucht nach einem warmen Quartier nie ausgegeben, um es als einziges vor den Vater hinlegen zu können. Dann würde er Arbeit suchen, nicht mehr so mißtrauisch und gleichgültig wie bis jetzt, daß die Menschen spüren mußten, daß er Arbeit wollte. Am ersten Sonntag, wenn er dann wieder saubere Kleider, ein neues Hemd und gefohlte Schuhe hatte, betrat er dies kleine Haus.

Erst jetzt voll Heimweh und Verbundenheit mit dem Elternhaus, ging Werner Ringger über das dunkle Feld, über dem das Licht der Heimat wie ein Stern stand.